



# Illustrierte Kinder-Zeitung

des  
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 10.

19. Jahrgang.

1917.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

## Der Bischof von Børglum und seine Mannen.

Von H. C. Andersen.

**W**ir befinden uns oben im nördlichen Jütland nordwärts, im sogenannten Wildmoor; wir vernehmen den sogenannten „Westerwowow“ — das Brausen der sich an der jütischen Westküste brechenden Nordsee; es rollt und donnert, daß es meilenweit ins Land hineinschallt, und wir sind ganz in der Nähe dieses Gebrauses. Vor uns erhebt sich ein großes Sandjoch, ein Berg, den wir lange gesehen haben, und nach welchem wir noch immer hintenken, langsam fahren wir dahin in dem tiefen Sande. Auf diesem Sandberge liegt ein großes altes Gebäude, das Kloster Børglum; in einem Flügel desselben und zwar dem größten, befindet sich die Kirche. Und nach diesem Kloster gelangen wir jetzt in später Abendstunde; aber das Wetter ist klar in der hellen Juninacht, die uns leuchtet; weit, weit schaut das Auge umher, über Feld und Moor, bis an den Halsborger Meerbusen, über Haide und Wiese und weit über das dunkelblaue Meer hinaus.

Jetzt sind wir dort und rollen zwischen Scheunen und anderen Wirtschaftsgebäuden dahin, lenken, links vom Tore, auf dem alten Burghofe um, da wo die Einden in Reihen längs der Mauer stehen, und Schutz haben vor Wind und Wetter und so üppig wachsen, daß Zweige und Blätter fast die Fenster verdecken.

Wir steigen die steinerne Wendeltreppe hinan, schreiten die langen Gänge unter der Balkendecke dahin; hier faust der Wind gar sonderbar, sowohl innen als außen — man weiß eigentlich nicht recht wo, und dabei erzählt man sich, — ja man erzählt gar vieles, man sieht gar vieles, wenn es einem graust, oder in Anderen Grausen erregen will. Die alten verstorbenen Chorherren, so sagt man, gleiten still an uns vorüber, in die Kirche, wo die Messe gesungen wird; man kann es in dem Sausen des Windes vernehmen und eine wunderbare Stimmung bemächtigt sich unser dabei; man denkt an die alten Zeiten, man versenkt sich ganz und gar in die alten Zeiten!

In der Küste ist ein Schiff gestrandet, die Leute des Bischofs sind dort, sie schonen die nicht, welche das Meer schonte; die See spült das rote Blut hinweg, das von zerschmetterten Hirnschädeln floss. Die gestrandeten Güter gehören dem Bischof, und hier ist viel Geld und Gut. Die See wirft hinauf Fässer und Tommen, gefällt mit köstlichem Wein für den Keller des Klosters, und im Kloster ist schon alles vollauf von Bier und Met; vollauf gibt es in der Küche: erlegtes Wildpret, Geflügel, Schinken und Würste; in den Fischteichen draußen schwimmt der fette Barsch und die leckere Karausche.

Der Bischof von Børglum ist ein mächtiger Herr, große Ländereien besitzt er, und doch gelüstet ihm noch nach Mehrerem. Alles muß sich dem mächtigen Oluf

Glob beugen. Im Thyland ist sein reicher Vetter gestorben; die Witwe muß sein reiches Erbe bekommen. Wie kommt's doch, daß ein reicher Blutsverwandter dem andern immer härter zusetzt, als selbst Fremde tun würden? Ihr Gemahl gebot über ganz Thyland, die Kirchengüter ausgenommen. Ihr Sohn ist nicht daheim. Schon als Knabe ging er auf Reisen, um fremde Länder und Völker zu sehen, wonach sein Sinn stand. Seit Jahren fehlte jede Kunde von ihm; vielleicht ist er längst zu Grabe getragen, und wird nie in die Heimat zurückkehren, um da zu gebieten, wo jetzt seine Mutter gebietet.

„Ei, was hat ein Weib zu gebieten!“ sagte der Bischof. Er ließ die Witwe vor Gericht bescheiden — doch was erreichte er dadurch? Die Witwe war nie dem Gesetz ungehorsam gewesen und stark durch ihre gerechte Sache.

„Bischof Oluf zu Børglum, was sinnest du? Was schreibst du nieder aufs glatte Pergament? Was verschließest du da unter Siegel und Band und übergibst es dem Reiter und Knappen, die von dannen reiten, zum Lande hinaus, weit hin nach des Papstes Stadt?“

Es ist Laubfallzeit, Strandungszeit, bald tritt der eisige Winter ein!

Zweimal kam er wieder, bevor der Bischof den Reiter und den Knappen willkommen in der Heimat hieß. Sie kehrten zurück aus Rom mit päpstlichem Schreiben, mit der Bannbulle über die Witwe, die es gewagt hatte, den frommen Bischof zu beleidigen: „Verflucht sei sie und alles, was ihr gehört! Ausgestoßen sei sie aus Kirche und Gemeinde! Niemand reiche ihr die helfende Hand; Freunde und Auerwandte mögen sie meiden wie Pest und Ausatz!“

„Was nicht biegen will, muß brechen!“ sagte der Bischof von Børglum.

Alle lachten von der Witwe ab, allein sie läßt von ihrem Gott nicht ab, er ist ihr Schutz und Wehr.

Ein einziger Diensthote, eine alte Magd, bleibt ihr treu; mit der alten Dienerin geht die Witwe selbst hinter dem Pfluge einher — und das Getreide wächst, wenngleich der Boden von Papst und Bischof verflucht ist.

„Du Kind der Hölle! Ich werde doch meinen Willen durchsetzen!“ ruft der Bischof von Børglum. „Jetzt lege ich die Hand des Papstes auf dich zur Bescheidung vor das Tribunal und zur Verurteilung!“

Da spannt die Witwe die letzten zwei Ochsen, die ihr gehören, vor den Wagen, setzt sich mit der alten Dienerin in denselben und fährt über die Haide dahin, hinaus aus dem dänischen Lande. Ein Fremdling kommt sie in fremdes Land, wo man fremde Sprache spricht, wo fremde Sitten herrschen — weit und immer weiter

gelangt sie, dahin, wo grüne Hügel sich zu Bergen erheben und der Wein wächst. Fremde Kaufleute fahren an ihr vorüber, sie spähen ängstlich von ihren mit Waren beladenen Wagen herab, überfall befürchtend von der Raubritter Knappen. Die beiden armen Frauen in ihrem elenden sonderbaren Aufzug und befragte die beiden Frauen über das Ziel ihrer Reise, und von wannen sie kämen. Da nennt die eine Thyland in Dänemark, spricht von ihrem Kummer, ihrem Elend, doch bald haben diese ein — Ende; so hatte es der liebe Gott gelenkt. Der fremde Ritter ist der Witwe Sohn. Er reicht ihr die Hand, er drückt sie an seine Brust, und die Mutter weint. — seit Jahren hatte sie nicht weinen können, hatte sich nur in die Lippe gebissen, daß das Blut in Tropfen herabquoll.

Es ist Laubfallzeit, Strandungszeit, bald tritt der eisige Winter ein!

Das Meer rollt Weinfässer ans Land für die Keller des Bischofs; in der Küche briet über dem Feuer das angepöckelte Wild; auf Börglum ist es warm und gut in dem geheizten Zimmer, während draußen harter Winter ist. Da hinterbringt man dem Bischof eine Neuigkeit: Jens Glob zu Thyland ist zurückgekehrt und mit ihm — seine Mutter. Jens Glob klagt wider den Bischof, er läßt ihn vor das geistliche und vor das weltliche Gericht bescheiden.

„Das wird ihm wenig heißen!“ sagte der Bischof. „Laßt lieber ab vom Streite, Ritter Jens!“

Es ist wieder Laubfallzeit, wieder Strandungszeit! Der eisige Winter kehrt wieder, die weißen Bienen schwärmen, sie stechen ins Gesicht bis sie zerschmelzen.

„Frisches Wetter heute!“ sagen die Leute, die von außen hereintreten. Jens Glob steht so in Gedanken versunken, daß er seinen weiten Rock versengt.

„Du Börglum-Bischof!“ ruft er aus. „Ich werde dich doch überwältigen! Unter dem Deckmantel des Papstes erreicht dich das Gesetz nicht, aber Jens Glob wird dich erreichen!“

Darauf schreibt er einen Brief an seinen Schwager, Herrn Oluf Hase in Sallingland, und bittet ihn, am Weihnachtsabend zur Messe in der Kirche zu Widberg mit ihm zusammenzutreffen; der Bischof selbst liest dort die Messe und reißt deshalb von Börglum nach Thyland; das weiß Jens Glob.

Moor- und Wiesenland sind mit Eis und Schnee bedeckt; jetzt tragen sie Pferde und Reiter, tragen den ganzen Zug, den Bischof mit Pfaffen und Knappen; sie reiten den kürzesten Weg zwischen dem schwankenden Röhricht dahin, wo der Wind klaglich heult.

„Blase nur in deine Messingtrompete, du in fachselle gekleideter Spielmann! Es klingt nicht übel in der reinen Luft.“ — So reiten sie über Haide und Moorland, über den Wiesengarten der fata Morgana im heißen Sommer, jetzt eisig wie die ganze Landschaft; sie reiten südwärts, auf Widbergs Kirche zu. — Der Wind bläst immer stärker in seine Trompete; er bläst Sturm, ein Wetter, daß Gott sich erbarme — es wächst in stiller Gewalt! Nach dem Gotteshaus geht es in dem Gotteswetter in fliegender Fahrt. Das Gotteshaus steht fest, aber das Gotteswetter fährt dahin über Feld und Moor, über Land und Meer.

Börglums Bischof erreicht die Kirche; das wird kaum Herr Oluf Hase, wie scharf er auch reitet. Er zieht mit seinen Mannen jenseits des Meerbusens dahin, Jens Glob zu Hilfe, jetzt, wo der Bischof vor dem Richterstuhl des Allerhöchsten geladen werden soll.

Das Gotteshaus ist der Gerichtssaal, der Altartisch ist der Gerichtstisch; die Lichter flammen schön in den schweren messingnen Armleuchtern. Der Sturm verlißt die Anklage und das Urteil. Er braust in der Luft über Moor

und Heide, über die rollenden Gewässer! Keine Fähre segelt über den Meerbusen dahin in diesem Wetter.

Oluf Hase macht halt am Ottesunde, dort verabschiedet er seine Mannen, schenkt ihnen Pferd und Rüstung und gibt ihnen Urlaub, nach Hause zu ziehen mit Gruß an sein Weib; er allein will sein Leben wagen in den brausenden Gewässern; aber sie sollen Zeugnis geben, daß nicht sie in die Schuld, daß Jens Glob ohne Entschluß in der Kirche zu Widberg steht. Die treuen Knappen verlassen ihn nicht, sie folgen ihm in die tiefen Wasser hinaus. Zehn von ihnen werden hinweggespült; aber Oluf Hase und zwei der jüngsten Knappen erreichen das jenfeitige Ufer; noch haben sie vier Meilen zu reiten.

Es ist Mitternacht vorüber; es ist Weihnachten. Der Wind hat nachgelassen, die Kirche ist erleuchtet; der strahlende Lichtschein bricht durch die Fensterscheiben und fließt über Wiese und Haideland hinaus. Die Messe ist längst zu Ende. Stille herrscht im Gotteshause, man hört drinnen das Wachs von den Lichtern der Kronenleuchter auf den steinernen Fußboden tropfen. Jetzt langt Oluf Hase an.

In der Waffenhalle bietet Jens Glob ihm guten Tag, und sagt die Worte hinzu: „Sieben hab' ich mich mit dem Bischof verglichen!“

„Das hättest du?“ ruft Oluf Hase, „dann sollst weder du, noch der Bischof lebendig aus der Kirche gelangen!“

Und das Schwert fährt aus der Scheide und Oluf Hase haut ein, daß die Felder der Kirchentüre, die Jens Glob eiligst zwischen ihm und sich zuschlägt, in Stücke zersplittern.

„Haltet ein, Schwager! Erst nimm Einsicht von dem Vergleich. Ich habe den Bischof und seine Mannen und Pfaffen alle erschlagen. Kein Wort sagen sie mehr in der Sache und ich auch nicht von all dem Unrecht, das meiner Mutter widerfahren ist.“ — Rot scheinen die langen Döchte der Altarlichter, röter noch scheint es vom Fußboden; dort liegt der Bischof im Blute mit zerspaltener Stirn, um ihn her seine toten Gesellen: still und lautlos ist die heilige Weihnachtsnacht.

Am vierten Weihnachtsabend läuten aber die Glocken im Kloster Börglum zur Leichenschau; der ermordete Bischof und die erschlagenen Mannen und Pfaffen sind aufgestellt unter einem schwarzen Thronhimmel, umstellt von stromhüllten Armleuchtern. Im schwarzen silbergestickten Mantel, den Krummstab in der machtlosen Hand, liegt der Tote, der einst mächtige Herr da. Die Räucherungen duften, die Mönche singen; es klingt wie Klage, es klingt wie ein Urteil des Herrn und der Verdammnis, als wenn es weit über das Land hinaus vernommen werden müßte, von Winde getragen, vom Winde mitgesungen; — wohl schweigt sie manchmal, aber nimmer stirbt sie, immer wieder erhebt sie sich und singt ihre Lieder, singt sie herein in unsere Zeit, singt hier oben vom Bischof von Börglum und seinem harten Neffen; vernommen wird sie in der finsternen Nacht, von dem geängstigten Bauersmann, der in schwerem Sandwege am Kloster Börglum vorüberfährt; vernommen wird sie von dem lauschenden Schlaflosen in in dem von dicken Mauern eingeschlossenen Zimmer auf Börglum, und deshalb seufzt und huscht es in den langen, laut widerhallenden Gängen, die zur Klosterkirche führen, deren vermauerter Eingang längst verschlossen ist, nur nicht dem Auge des Aberglaubens: das sieht noch diese Türe, sieht sie sich aufstan, sieht die Lichter von den messingnen Kronenleuchtern der Kirche flammen, die Räuchergefäße duften, die Kirche strahlen in der ehemaligen Pracht; die Mönche singen und lesen Messe für den erschlagenen Bischof, der da liegt in dem schwarzen silbergestickten Mantel, mit dem Krummstab in der machtlosen Hand, und auf seiner bleichen, stolzen Stirn die blutige Wunde leuchten, leuchten wie Feuer: es sind der weltliche Sinn und die bösen Gelüste, die da ausbrennen.

Verstümt ins Grab, in Nacht, in Vergessenheit, ihr unheimlichen Gestalten der alten Zeit!

Hört diese Stöße des zornigen Windes! Sie über-  
tönen das rollende Meer. Ein Sturm naht draußen, der  
Menschenleben fordert! Dem Meere ward kein neuer Sinn  
mit der neuen Zeit. Diese Nacht nur ein graufiger Schlund  
zum Verschlingen, ist sie morgen vielleicht ein klares Auge  
zum Widerspiegeln — wie in der alten Zeit, die wir be-  
grüßen. Schlafe süß, wenn du's vermagst!

Jetzt ist es Morgen!

Die neue Zeit wirft Sonnenschein ins Zimmer. Der  
Wind hält immer noch gewaltig aus. Eine Strandung —  
wie in der alten Zeit — wird gemeldet.

Während der Nacht, dort unten am Löffen, dem kleinen  
Fischerdorf mit den roten Ziegeldächern — wir sehen es  
vom Fenster aus hier oben — ist ein Schiff gestrandet.  
Draußen stieß es an und rannte sich fest in dem Meeres-  
grund; allein die Rettungscafete warf ein rettendes Tau  
an Bord und band eine Brücke vom Wrak aus auf das  
feste Land hinüber, gerettet wurden alle, die an Bord  
waren, sie gelangten ans Land und wurden in erwärmende  
Kissen gebettet; heute sind sie auf den Herrenhof zu Kloster  
Börghum eingeladen. In gemütlichen Zimmern können  
ihnen dort Gastfreundschaft und milde Augen entgegen,  
sie werden in ihrer Landessprache begrüßt, vom Klavier  
her erklingen ihnen Töne heimatlicher Melodien und bevor  
diese verhallt sind, braust eine andere Saite, lautlos und  
doch klangvoll und sicher: der Gedankendraht reicht bis  
in die Heimat der Schiffbrüchigen, ins fremde Land hinein  
und meldet ihre Rettung. Da wird der Sinn leicht, da  
schwingen sie sich abends im Tanze beim Festgelage auf  
Börghum in der großen Halle; Walzer und Langsteverisch  
wechseln ab, und dänische Volksweisen und der fremden  
Lieder in neuerer Zeit.

Gesegnet sei du, neue Zeit! Rede du auf gereinigter  
Luftströmung den Sommer ein! Sende deine Sonnenstrahlen  
leuchtend in die Herzen und Gedanken! Auf deinem strah-  
lenden Grunde schweben sie vorüber, die finsternen Sagen  
aus harten, strengen Zeiten!



### Das dickste Buch der Welt.

Von der Bibel sagt man mit Recht, sie sei das am meisten  
verbreitete Buch der Welt, für das älteste hält man das  
sog. Totenbuch der Ägypter, für ganz kleine Bücher hat  
sich eine eigene Sammelleidenschaft entwickelt. Welches aber  
ist das umfangreichste Schriftwerk auf der Welt? Wie P. Wg.  
M. Jbier in der Osterreichischen Monatschrift für den Orient  
mitteilt, darf die chinesische Encyclopädie diesen Ruhm für sich  
in Anspruch nehmen. Das gewaltige Werk, das mit seinen  
5020 Quartbänden wohl den Rekord hält unter allen Riesen-  
buchunternehmungen der Welt, wurde begründet von dem Kaiser  
Kanghi, der von 1662 bis 1722 regierte. Man weiß von ihm,  
daß er ein bedeutender Gelehrter war, sowie ein Beschützer,  
Förderer, Bewunderer, ja selbst Schüler der um die Wissen-  
schaft in China hochverdienten Jesuitenmissionäre. Von deren  
Tätigkeit besitzen wir jetzt in Sanssouci augenscheinliche Beweise  
in Gestalt der prächtigen Himmelsgloben. Der Kaiser hat selbst  
mehrere wichtige Werke verfaßt oder herausgegeben, eines davon,  
das nach ihm benannte chinesische Wörterbuch, ist noch heute  
das beste seiner Art. Alle diese Werke wurden aber weit  
übertroffen von der Encyclopädie des chinesischen Wissens. Mit  
welchen Mitteln und welcher vorausschauender Klugheit der Plan  
in Szene gesetzt wurde, ersieht man daraus, daß der Kaiser  
zunächst ein Edikt in seinem ganzen weiten Reiche verbreiten  
ließ, die Besitzer von wertvollen und nützlichen Büchern möchten  
diese leihweise nach Peking senden, damit sie dort ganz oder  
in Auszüge abgeschrieben werden könnten. 600 000 Bände wurden  
daraufhin bearbeitet von einer Kommission, die aus den ersten  
Gelehrten bestand. Auch die tüchtigsten Buchdrucker ließ der  
Kaiser nach Peking kommen. Nach 40 Jahren angestrengtester  
Arbeit konnte das Werk erscheinen unter dem Titel „Vollständige,

übersichtliche Darstellung von Altem und Neuem.“ 1000 Artikel  
enthält es, die sich über einen Zeitraum von mehr als 27  
Jahrhunderten erstrecken (1100 v. Chr. bis 1700 n. Chr.). Die  
Gliederung des Werkes wird folgendermaßen begründet: „Von  
aller Erscheinungen sind Himmel und Erde die größten, darum  
steht die Himmelskunde obenan, und die Erde folgt sofort.  
Zwischen Himmel und Erde hat der Mensch seine Stellung,  
darum folgt darauf, was die menschlichen Beziehungen betrifft.  
Nachdem diese drei Mächte festgestellt sind, können die einzelnen  
Arten entstehen, darum folgt Erforschung der Dinge. Dem  
schließt sich an das heilige Werk der Vernunftlehre und der  
„königliche Weg“ der Staatslehre.“ Im Ganzen wurden nur  
50 Exemplare des Riesenwerkes gedruckt, dann schmolz man  
die von den Jesuiten mit vieler Mühe beschafften 230 000  
kupfernen Lettern ein. Natürlich ist das Werk in vollständigem  
Zustande höchst selten. Vor 50 Jahren wurde es einmal in  
Peking angeboten für 14 000 Taels (das sind etwa 42 000 M.).  
Das Britische Museum erwarb später ein Exemplar für 1500  
Pfund Sterling. Es ist das einzige in Europa.



### Zwei Knacknüsse.

1. Was sagt der Zeichner dieses Bildes?



2. Was sagt dieser Feldpostbrief?



Die ersten dreißig Einsender der richtigen Lösungen der  
beiden Aufgaben sollen in einer der nächsten Nummern der  
„Illustrierten Kinder-Zeitung“ genannt werden. Einsendungen,  
die nach Mittwoch dieser Woche eingehen, werden unter keinen  
Umständen berücksichtigt.

## Nasenspezialisten im Reiche der Säugetiere.

Da die niedrigsten Tierarten über nichts verfügen, was man nach äußerer Bildung und Funktionsweise als Nase bezeichnen könnte, muß man bei einer Besprechung der Tier Nase bei den Wirbeltieren beginnen, die aber in ihren ersten Anfängen auch keine regelrechten Nasen besitzen. Die Vorstufe bilden flache, von eigenen Nerven versorgte Gruben, die am Kopfe liegen. In dem Maße, in dem die Organisation der Wirbeltiere sich höher gestaltet, entwickelt auch die Nase sich immer menschenähnlicher. Die merkwürdigsten Nasen im Tierreiche aber findet man bei den verschiedenen Säugetieren, deren Nasenbildung sich gemäß den Verschiedenheiten der Organisation und Lebensweise manchmal in ganz besonderer Art entfaltet hat. Diese Nasensonderlinge oder Nasenspezialisten, über die Dr. Alexander Sotolowsky im „Prometheus“ berichtet, sind bereits auf der tiefsten Stufe der Säugetiere, bei den sog. Kloakentieren, nachweisbar. Beim Ameisenigel z. B. sind die Kiefer zu einem zylindrisch geformten nackten Schnabel verlängert, der ihnen nachts zum Auffuchen der Nahrung dient. Rüsselartige Verlängerungen des Kopfsteiles gibt es bei einzelnen Beuteltieren, so beim Rüsselbeutel, der an der Westküste Australiens lebt, und beim Nasenbeutel dachs in Neu-Guinea. Nasenbäumige Verlängerungen der Schnauze lassen sich weiterhin bei Insektenfressern beobachten, etwa beim Sternumaulwurf, dessen dicker, von einer Furche durchzogener Rüssel einen Kranz von siebzehn knorpeligen Hautzacken trägt. Unter den sog. Rüsselspringern ist am merkwürdigsten die afrikanische Elefantenspitzmaus, die mit ihrem Rüssel Insekten aus Spalten und Ritzen herauszuholen weiß. In den Tieren mit spitzgeformter Rüsselbildung gehören auch die schon durch ihren Namen bezeichneten Schlitzrüßler und Spitzmäuse. Von den Insektenfressern kann also im allgemeinen gesagt werden, daß die Eigenart ihrer aus flüchtigen Insekten bestehenden Nahrung bei ihnen eine Verlängerung des Schnauzenteiles verursachte. Auf vollkommen anderen Organisationsverhältnissen aber beruhen die merkwürdigen Nasenbildungen der Flattertiere. Ihre Kieferteile sind meist verkürzt, und die Nasen besitzen sonderbar geformte Anhängsel in Gestalt von Hautwucherungen, die den Tieren zu ihrem so fein entwickelten Tastsinn verhelfen. Die Formen dieser sogen. Blattnasen sind bei den einzelnen Arten verschieden. In der Hauptsache aber besteht bei allen der Nasenaufsatz aus einem mehr oder weniger stark entwickelten Hautblatt, das sich in seiner einfachsten Form als quer über die Nasenspitze laufende Hautfalte darstellt. Die vollkommene Blattnase besitzt drei Teile, die nach ihrer Form Hufeisen, Längslamm und Lanzette heißen. Die stärkste äußerliche Nasenentwicklung unter allen Säugetieren besitzt das Erdferkel, das eine nächtliche Lebensweise führt und von Insekten und Termiten lebt. Zu diesem Zweck ist sein Kopf zu einer walzenförmigen Schnauze verlängert, die am Ende Scheibengestalt annimmt und dadurch etwas schwimmartiges erhält. Diese Nasenbildung hat natürlich ihren besonderen praktischen Zweck. Um sich durch den Geruch von der Anwesenheit von Ameisen zu überzeugen, stemmt nämlich das Erdferkel die flache Nasenscheide gegen den Boden, um gleichzeitig die Luft ein-

zuziehen. Zur Orientierung beim Wühlen finden sich an der Unterseite der Nasenlöcher krumm nach auswärts wachsende Haarbüschel, die außerdem die Nasengänge vor den Ameisen beschützen sollen. Man sieht also, daß die Nasen der Säugetiere in jedem einzelnen Falle den ganz besonderen Bedürfnissen ihrer Besitzer entsprechen, und wenn dieselben in ihrer Lebensweise in gewissem Sinne als Sonderlinge erscheinen, verfügen sie stets auch über eine entsprechende „Nasenspezialität“.

C. K.

## Die Ländernamen

Asien, Afrika, Europa, also die der sogenannten alten Welt, im Gegensatz gegen die Americas und Australiens oder der neuen Welt, sind phönizischen Ursprungs. Die Phönizier nannten nämlich den Weltteil, welchen sie bewohnten: Asi, das hieß in ihrer Sprache: die Hälfte. Die andere Hälfte der Erde, die sie sich als zusammenhängende Ländermasse dachten, nannten sie: Erob, Untergang, Untergehen, woraus sich der Name Europa bildete, das Abendland; der Name des Weltteils Afrika entstand aus dem Namen einer Landschaft des nördlichen Afrikas, die Barca oder Parca hieß, und welchen Namen die Römer in Afrika umbildeten.

## Einen hübschen Bahlscherz

teilt Philipp Markgraf in den „Deutschen Gauen“ mit:

Der Bauer sagt zum Knecht:  
„I sag' dir's einmal, i sag' dir's zweimal,  
i sag' dir's dreimal,  
Viermal sag' i dir's nit, fünf Wochen  
bist jezt da,  
Keine sechs Pfennig hast no nit verdient,  
pack deine sieben Zwetschgen zam,  
In acht Tagen kannst gehen; um neune  
stehtst auf,  
Um zehne hast no nichts tua, von elf bis  
zwölf frisst.“

„Gut“ — sagt der Knecht zum Bauer:  
„Von elf bis zwölf frig i, um zehni kannst  
mi neunmal gern haben,  
Du Achtzigelkeitskramer, siebeneckiger  
Bauernspiz!  
Sechs Wochen bin i da, keine fünfmal hast  
mi auszahlen können,  
Um vier muß i aufstehen; drei sind's uns  
zur Arbeit,  
Um zwoi gibt's noch nichts z'essen, mir  
ists eins, i geh'.“

## Wie Grasmücken baden.

Badende Vögel kann man zur heißen Zeit immer beobachten. Während sich aber die meisten von ihnen, wie Spagen, Buchfinken, Distelfinken, Hänflinge, Goldammer in der heißen Zeit dadurch Kühlung zu verschaffen suchen, daß sie in seichten Bächen, Viehtränken und Pfützen herum-puddeln, pflegen die Grasmückenarten, vermutlich, weil sie nicht gern auf den Boden gehen, auf eine recht eigenartige Weise ihr Bad zu nehmen. Ein Naturfreund beobachtete im letzten Sommer nach einem heftigen Gewitter mit ausgiebigem Regenguß, wie die Blätter einer mit Regentropfen ganz beladenen Hornkrone hier und dort durcheinandergeschüttelt wurden, als wenn man einen Stein dazwischen-

geworfen hätte. Die Ursache dieses Schüttelns war aber eine Zaungrasmücke, die sich nicht etwa auf der Nahrungssuche befand, sondern sich ziellos und blindlings in die nassen Blätterhaufen stürzte, wobei sie eifrig mit den Flügeln schlug: sie nahm eine Dusch. Die Tropfen flogen nur so, und bald wurde das nasse Gefieder geschüttelt, gekämmt und geordnet, worauf das eifrig flatternde Untertauchen im nassen Blättermeer von neuem begann. Nach mehreren anderen Gewitterregen kommt der auf so drollige Weise badende Vogel wieder bei seinem Tun beobachtet werden.

## Rätselhafte Inschrift.



## Auflösung der Knacknuß in Nr. 9.

Die zehn Texte der musikalischen Knacknuß sind folgende: 1. Heil dir im Siegerkranz, 2. Ich bin ein Preuze, 3. Nun danket alle Gott, 4. Das ist der Tag des Herrn, 5. Es geht bei gedämpfter Trommel Klang, 6. Nun danket alle Gott, 7. Bald pranzt der Morgen, 8. Und nun wollen wir, 9. Köslin rot, 10. Gott grüße dich. Die Anfangsbuchstaben dieser Liederanfänge ergeben den Namen des Generalfeldmarschalls Hindenburg. Richtige Lösungen sandten ein: Heini Schmalkalder, Eva u. Adolf Kods, Annemarie Dormann, Karl Henz, Hedwig Rigling, Elisabeth Becker, Kurt Wirz, Philipphe Pinkers, Walter Sichert, Kuni u. Wödi Harth, Kurt Friescke, Grete Klein, Walter Bormas, A. Nüßler, Willi Weisfe, Alfred u. Elisabeth Schandua, Gerhard Krause, Hildegard Margeiner, Mathilde Klein, Rudolf Frank, Johanna Waldner, Elsa Korth und Dolf Sternberger, sämtlich in Wiesbaden, sowie Anton Reuter in Bierstadt, Richard und Erna Levy in Sonnenberg, Verta Glück in Eberbach (Rhg.), Wilhelm Wöller in Langenschwalbach, Mathilde Habersack und Johanna Schmahl in Burgschwalbach i. C.

## Auflösung des Suchbildes in Nr. 9.

Man stellt das Bild auf den Kopf, dann erscheint der Sommerfrischler links in der Krone des Baumes.